



# Independence Day

**New York, 4. Juli 2023**

Ich gehe jetzt schon zum vierten Mal an dieser Mietskaserne vorüber. Immer ist der Hof gepflastert mit Dreirädern, Scootern, kleinen Fahrrädern, Minitraktoren, Mickey-Mobilen, Lastwagen und Lokomotiven aus farbigem Plastik. Und jedes Mal taucht bei mir dasselbe Bild auf: Horden von Kindern, die ihre läppischen Vehikel hinschmeißen, mit denen man sowieso nur im Kreis fahren kann, die mit wedelnden Armen davonrennen oder ihre Flügel ausbreiten und in den weiten Himmel fliegen, hinaus aus dem dunklen Hofloch, in dem sie ihr bisheriges Leben verbracht haben,

hinaus in die Freiheit, ins Licht, ins Glück, ins Wilde, in die Unabhängigkeit.

Die Vorstellung zeigt, dass ich keine Ahnung von Kindern habe, die ihr Spielzeug vermutlich über alle Massen lieben. Und natürlich habe ich noch weniger Ahnung von den Kindern der orthodoxen Juden, die in diesem Teil von Williamsburg leben. Aber heute feiert Amerika seinen Independence Day und da wäre so eine Szene doch ein fantastischer Werbespot.

Was Unabhängigkeit für einen Staat heißt, lässt sich meist recht einfach definieren – im Fall der USA wurde am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung vom Königreich Großbritannien ratifiziert.

Was aber bedeutet Unabhängigkeit für den Einzelnen? Die Antwort klingt einfach: Unabhängigkeit heißt, weder mit seinem Körper noch mit seinem Geist im Dienste einer Person oder einer Sache zu stehen. Auf einen allerersten Blick würde ich behaupten, dass ich niemandem und nichts zu Dienste stehe. Kaum denke ich aber ein wenig darüber nach, fallen mir zahllose Bereiche ein, in denen ich auf die eine oder andere Weise ganz und gar nicht unabhängig bin.

Aber der Begriff *unabhängig* ist für mein Empfinden ohnehin so radikal, dass ich eigentlich kaum Verwendung für ihn habe. Allenfalls kann ich über einzelne Bereiche sprechen, in denen ich *unabhängiger* zu werden versuche – und das teilweise schon seit einem halben Jahrhundert.

Kürzlich ging bei einem Nachtessen unter Freunden die Frage um, wovon man sich am liebsten, etwa mit Hilfe der berühmten Märchenfee, sofort frei machen möchte. Nach einer ersten Runde, in der sich alle ihrer Nikotin-, Alkohol-, Sport-, Schokolade-, Videospiele- und Instagram-Sucht entledigt hatten, suchten wir in einem zweiten Durchgang persönlichere Bereiche ab. Mir kam der Satz in den Sinn, dass ich gerne aus den (eigenen) Erwartungen an ein Ich herausfinden würde, unabhängiger von mir selbst sein möchte. Meine Tafelfreunde schauten mich etwas ratlos an. «Selbstminimierung statt Selbstoptimierung», fasste dann einer zusammen. Aber ich fühlte mich nicht ganz verstanden. «Ich möchte mir einfach nicht den Blick auf die Welt verstellen», verteidigte ich mich, «denn ich habe ja nur diese paar Jahre meines Lebens, sie zu sehen.»

Vermutlich bedeutet ein solcher Wunsch zwangsläufig eine ganze Reihe von Abhängigkeiten. Denn wenn es mir gelingt, mich selbst ein wenig mehr zu ignorieren, dann muss ja etwas an diese Stelle treten – und es liegt auf der Hand, dass eine Abhängigkeit von diesem Etwas besteht. Man kann nicht nur Loch sein, man braucht etwas, das hineinfließt – so wie eine Schale eine Suppe braucht. Für die Vorstellung, dass man ja auch nur Schale sein könnte, bin ich zu wenig spirituell, zu wenig meditativ, zu wenig japanisch – oder ich habe vielleicht auch nur Angst, mich als suppenlose Schale zu langweilen.

Es gibt Menschen, die von sich behaupten, sie seien unabhängige Denker. Ich bewundere sie. Vielleicht misstraue ich ihnen auch. Vor allem aber frage ich mich, ob sie glücklich sind? Meine Gedanken bewegen sich immer an der Leine von Vorstellungen, Ängsten, Zwängen, Plänen, Hoffnungen, Missverständnissen, Erwartungen. Aber wie bei Herr und Hund ist auch hier nicht immer klar, wer nun gerade zieht und wer geschoben wird, wer folgt und wer den Weg bestimmt, wer im Moment gerade Herrin ist und wer Hündin. Das aber bringt Schwung in die Sache, provoziert Überraschungen, Reibungen, Dissonanzen, Rhythmen, Momente voller Komik. Es lässt mich im Kopf hin und her tollen. Kurzum: Es kitzelt bei mir ein Gefühl von Lebendigkeit wach.

«One chain don't make no prison», sang Carlos Santana in den 1970-er-Jahren. Ein unglaublich langweiliger Song, aber ich habe die Melodie immer noch im Ohr. One chain? Many chains? Und wenn es gar nicht die Unabhängigkeiten wären, die uns froh leben lassen, sondern die sorgfältig kuratierten Abhängigkeiten? Und besteht denn wirklich ein Widerspruch zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit? Oder sind das zwei Kräfte, die sich nicht aus der Umklammerung lösen lassen? Die im schlimmsten Fall miteinander kämpfen? Im besten aber tanzen? Würde all dies bedeuten, dass wir heute nichts zu feiern haben? Oder könnte man den Independence Day als den Tag des Widerspruchs feiern – des Widerspruchs im doppelten, dreifachen, vierfachen Sinn?

Jetzt taucht in der Tiefe des Hofes eine junge Mutter auf. Sie trägt einen langen schwarzen Rock und einen weißen Pullover. Ihre Haare stecken in einer rotbraunen Mütze und unter dem linken Arm hält sie ein klei-

nes Kind. Misstrauisch schaut ihr bleiches Gesicht in meine Richtung. Ich kann sie verstehen, ich habe hier nichts zu suchen, schon gar nicht mit einem Fotoapparat. Gut möglich, dass sie die Frage nach ihrer *independence* mit einem klaren «Yes, of course» beantworten würde.

Wenn ich mir wünsche, unabhängiger von der Unabhängigkeit zu sein, dann illustriert das auch, in was für einer luxuriösen Welt ich lebe, einer Welt, in der so viel Freiheit garantiert ist, dass man Unabhängigkeit dialektisch verhandeln kann.

Ich habe keine Ahnung, was Unabhängigkeit für eine orthodoxen Jüdin in West Williamsburg bedeutet. Und es ist sehr unwahrscheinlich, dass ich heute jemanden finden werde, der es mir erklärt. Aber ist es nicht, auch wenn man keine Ahnung von den wahren Verhältnisse hat, eine schöne Vorstellung, dass so ein kleines Mädchen seinen Plastiktraktor hin schmeißt, um sich so aus einer Welt zu befreien, die es immer nur im Kreis fahren lässt?